

DENIZ AYKANAT

DIE  
**ISAR**  
TÜRKİN



DENIZ AYKANAT

DIE  
**ISAR**  
**TÜRKIN**

Mein Leben zwischen  
Bayern und Bosporus

DIANA

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns  
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand  
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Copyright © 2019 by Diana Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Dr. Carina Heer

Umschlaggestaltung: Favoritbüro

Illustration Porträt Deniz Aykanat: © Bernd Schifferdecker

Umschlagmotive: © Shutterstock

Autorenfoto: © Ulrike Frömel

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-28548-4

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

 Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar.

*Für meine Familie – die alte und die neue*





## ALLER ANFANG IST SCHWER

*Nicht der, der lange lebt,  
sondern der viel gereist ist, hat Wissen.  
ÇOK YAŞAYAN BILMEZ, ÇOK GEZEN BILIR.*

Es ist das Jahr 1990. Meine Mutter, mein Vater, mein Bruder und ich spazieren an der Promenade von Marmaris entlang, einer aufstrebenden türkischen Touristadt in der Provinz Muğla am Mittelmeer, als wir bemerken, dass die Familie hinter uns auf Türkisch über uns spricht. Genauer gesagt: über mich.

Ich bin fünf Jahre alt, es sind Sommerferien, und ich mache jeden Tag exakt dasselbe, ohne dass mir dabei langweilig wird: Eis essen, spielen, Eis essen, am Strand auf und ab laufen, wieder Eis essen, schwimmen, weitere Eise essen, schlafen und alles wieder von vorne.

»Schau mal, das kleine strohblonde Mädchen! Die ist so weiß, die ist ja schon durchsichtig!« Obwohl ich hinten keine Augen habe, was ich als Kind immer extrem bedauert habe, spüre ich den Zeigefinger, der auf mich zeigt. »Hast du so was schon mal gesehen?« – »Vielleicht sperren die Leute daheim bei sich ihre Kinder im Keller ein, wo sie keine Sonne abbekommen!« Die Familie hinter uns lacht sich tot, ich glaube, dass sie sich sogar auf die Schenkel hauen. Dass wir jedes Wort, das sie sagen, verstehen können, ahnen sie nicht.

Dabei sehe ich gerade wegen einer waschechten Türkin so aus, wie ich aussehe. Aber manchmal verfallen eben auch Türken den Klischees über Türken: Und die haben eben nun mal dichtes tief-schwarzes Haar zu haben, das wie ein festgetackerter Teppich auf ihrem Haupt thront. Ihr Gesicht zierte eine Adlernase. Sie sind laut, sie tragen immer zwei Handys am Gürtel und fahren (grund-sätzlich nicht angeschnallt) 3er-BMW. Sie haben einen Oberlip-penbart und lieben Knoblauch.

Das mit dem Oberlippenbart gilt übrigens auch für die Türkinnen. Dazu zierte diese eine Monobraue auf bronzenfarbe-ner Haut. Außerdem tragen sie Kopftuch und meterdick Make-up im Gesicht. Sie sind eifersüchtig, lassen sich von ihrem Freund die Handtasche tragen, werden schnell hysterisch und sind abergläubisch. Sie lieben Kinder und kochen immer und überall.

Davon sind auch die klischeegläubigen Herrschaften hinter uns auf der Promenade von Marmaris überzeugt. Die türkische Familie kriegt sich gar nicht mehr ein. »Die sitzt am Strand be-stimmt herum wie E. T. – komplett in Handtücher gehüllt! Ha-hahaahaha!!!« – »Das sind doch bestimmt Engländer, die sich vorm Schnorcheln erst mal eine Stunde lang mit weißem Zeug einschmieren!«

Abrupt bleibt mein Vater stehen, dreht sich um und sagt grin-send auf Türkisch: »Ach, wir wissen auch schon nicht mehr, was wir noch mit unserem kleinen Albino machen sollen. Wir legen sie jeden Tag in die Sonne, aber es passiert einfach nichts. Sie wird allerhöchstens rot.«

Die türkische Familie röhrt sich vor Schreck erst nicht mehr, stammelt dann irgendetwas Unverständliches und flüchtet.

Ja, allerhöchstens werde ich rot. Mein Spitzname in der Schule war dementsprechend deshalb auch jahrelang »Tomate«.

Zu verdanken habe ich meine Neigung zum Krebsrot-in-der-Sonne-Werden ausgerechnet meiner Nine,<sup>1</sup> der besagten waschechten Türkin. Wie aus dem Gesicht geschnitten sehe ich ihr ähnlich, sagt mein Vater gerne. Meine Großmutter hatte tscherkessische Vorfahren, eine Volksgruppe aus dem Kaukasus, die berühmt ist für ihre blonden und rothaarigen Frauen.

Was bei meinem Vater nur als roter Rauschebart sichtbar ist, schlug eine Generation später bei mir noch einmal mit vollem Schwung durch. So führten ein türkisch-russischer Krieg und genetische Kapriolen dazu, dass ich eine der wenigen halben Türkinnen bin, die einen Sonnencremeverbrauch haben wie fünf englische Familien im Mallorcaurlaub.

Meine türkischen Großeltern starben, als ich noch sehr klein war. Ich kann mich kaum an sie erinnern. Ich weiß nur noch, dass mein Dede, mein türkischer Opa, immer recht finster dreinblickte und meine Nine jedes Mal weinte, wenn wir wieder abreisten. Abgesehen von meinem Aussehen und meinem türkischen Vater ist das Einzige, was ich von meiner Großmutter, ja überhaupt von meinen türkischen Großeltern besitze, eine goldene Münze mit dem Konterfei Atatürks darauf. Keine Fotos, kein antikes Silber oder alte Briefe – nur dieses Medaillon. Früher trug ich es manchmal in der Schule an einer goldenen Kette. Es gefiel mir, dass meine Mitschüler mich danach fragten und ich ihnen dann altklug erklären konnte, wer dieser Typ um meinen Hals ist. Karl der Große und Hitler kannten in der Klasse natürlich alle. Aber Atatürk – den kannte am Münchner Gymnasium nur ich. Stolz war ich auf

---

<sup>1</sup> Türkisch für »Oma«.

mein Medaillon und mein Wissen. Und auch ein bisschen stolz auf Atatürk.

Die Atatürk-Münze war für mich wie eine Botschaft meiner Großmutter: Ohne Atatürk würden wir vielleicht unter dem Joch der Ajatollahs leben. Und müssten Kopftücher tragen. Wir hätten vielleicht keine modernen Krankenhäuser und würden nicht mit lateinischen Buchstaben schreiben. Außerdem war Atatürk blond. Ein blonder Türke wie ich!

Mit meinem Stolz auf Atatürk war ich nicht allein. Das stellte ich immer in den Sommerferien fest, wenn ich mit der Familie in der Türkei war. Dort hängt der Gründer der modernen Türkei in jedem Zimmer. Mindestens einmal. Es fehlte nicht viel und man hätte ihn auch noch in den Toiletten aufgehängt. Und natürlich gibt es Statuen von ihm – noch und nöcher. In Marmor, Bronze, Messing.

Mustafa Kemal, der später vom Parlament den Nachnamen Atatürk – »Vater der Türken« – verliehen bekam, ist der Begründer der Republik Türkei. Auf den Trümmern des Osmanischen Reiches baute er ein Land auf, das er radikal nach westlichen Maßstäben ausrichtete. Er schaffte Sultanat und Kalifat ab und reformierte Sprache und Schrift. Und das alles quasi im Alleingang!

Andere Bronzeköpfe sah ich nicht, zumindest nicht beim Spaziergang an der Promenade von Marmaris, wo wir unsere Sommerurlaube verbrachten. Atatürk als Büste, fünf Meter weiter Atatürk auf einem Pferd, dann Atatürk als Wandrelief, gefolgt von Atatürk als Schlüsselanhänger und Atatürk auf einer Luftmatratze.

Aber ich glaube, ich schweife etwas ab – ich wollte doch eigentlich ein bisschen von meiner Familie erzählen. Aber das sage ich Ihnen schon hier und jetzt: Ich habe viel Spaß an Umwegen und

Abschweifungen, das liegt bei den Aykanats in der Familie. Was meinen Sie, warum es sonst einen Türken nach Bayern und eine Bayerin in die Türkei verschlagen hat? Manchmal ist eben auch ein bisschen der Weg das Ziel. Denn wenn eine Reise dazu dient, sein Wissen zu erweitern, dann weiß man doch am Ende mehr, je länger der Weg war, oder nicht?

Aber nun wirklich zurück zum Thema: meine blonde, leicht errötende Großmutter. Ich weiß zwar wenig über meine Großmutter, aber das reicht für mich, um sie mir als Feministin vorzustellen. Mein Bild von ihr ist bestimmt zu einem Drittel wahr. Mindestens. Den Rest habe ich mir kreativ erarbeitet.

Sie muss für die damalige Zeit sehr fortschrittlich gewesen sein. Sie arbeitete im Agrarministerium in Ankara und war alleinerziehende Mutter, ihr erster Mann war schon früh gestorben. Von ihm hatte sie bereits einen Sohn. Für einen türkischen Mann war sie damit eigentlich verbrannte Erde.

Mein Großvater war trotzdem hinter ihr her wie der Teufel hinter der armen Seele. Ihre seltenen rotblonden Haare hatten es ihm angetan. Trotzdem dauerte es ewig, bis sie ihn erhörte.

Die goldene Atatürk-Münze war ihr einziges Schmuckstück. Sie schenkte sie zunächst meiner Mutter, die das Medaillon dann an mich weitergab. Dass ich eine türkische Oma bekam, habe ich dem Umstand zu verdanken, dass sich mein Vater, der zweite Sohn meiner Großmutter, nachdem sie meinen liebestollen Großvater endlich erhört hatte, in seinem Maschinenbaustudium in Ankara derart langweilte, dass er kurzerhand nach Deutschland auswanderte. Nein, halt! So schnell ging es dann auch wieder nicht.

Atalay Aykanat (wir werden noch erfahren, was dieser Nachname bedeutet), seines Zeichens mein Vater, setzte sich, nachdem er sein erstes Jahr an der Uni mit einer versauten Matheprüfung

hinter sich gebracht hatte, in den Zug nach Istanbul, um seinen Onkel zu besuchen. Und während dieser langen Zugfahrt lernte er Holger aus Duisburg kennen, der den Lauf seines Lebens für immer verändern sollte.

Stundenlang unterhielten sich die jungen Männer auf dieser Zugreise. Türken wussten damals nicht viel über Deutschland und Deutsche kaum etwas über die Türkei. Irgendwie logisch. Deutsche machten damals noch keinen Urlaub in der Türkei, und Türken bekamen für Deutschland nicht mal ein Visum. In diesem Fall war Holger der Vielgereiste mit viel Wissen – das er großzügig mit meinem Vater teilte.

Holger unterbrach spontan seine Backpackingtour und verbrachte die nächsten Wochen mit meinem Vater und seinem Onkel in Istanbul. Mein Vater kehrte nie an die Uni in Ankara zurück. Stattdessen setzte er sich wieder in einen Zug. In ebenjenen Zug, den vor und nach ihm so viele Gastarbeiter genommen hatten, und fuhr nach München. Von da ging es weiter in den Ruhrpott. So weit, so klischeehaft.

Doch damit war es schon vorbei mit der »typisch« türkischen Biografie. Als ich meinen Vater einmal fragte, warum er eigentlich keine türkischen Freunde in Deutschland habe, sagte er überrascht: »Ich bin doch nicht Tausende von Kilometern mit dem Zug nach Deutschland gerattert, um mich dann in einem türkischen Viertel in Berlin mit meinen türkischen Freunden zu verschanzen!«

Mein Vater war also viel Gast und hat viel gearbeitet, aber zu einem Gastarbeiter, wie er hierzulande immer noch durch die Köpfe geistert, machte ihn das trotzdem nicht. Er lebte weder abgeschottet nur mit anderen Deutschtürken in bestimmten Stadtteilen, noch spricht er gar kein oder schlechtes Deutsch. Und Kfz-

Mechaniker oder Fabrikarbeiter? War er auch nie. Er war dafür alle möglichen anderen Dinge: Erst mal Schüler am Studienkolleg, wo er das deutsche Abitur machte. Und dann? Geologiestudent zum Beispiel. Und dann Pizzabäcker irgendwo im Ruhrpott. Anschließend machte er eine Ausbildung zum Bootsbauer am Ammersee bei München. Dann segelte er als Skipper die Mittelmeerküste der Türkei auf und ab, leitete eine Jachtbasis in Marmaris – und fand sich letztlich auf der anderen Seite in München wieder, wo er Jachturlaube an den Mann brachte.

Bei den Aykanats lief und läuft das Leben eben selten entlang klarer Linien ab. Stellen Sie sich eher eine etwas gefährliche kurvige Landstraße mit Schlaglöchern vor. Man nennt das auch die »Aykanat'schen Lebenskapriolen«.

So landete mein türkischer Vater also Ende der Sechzigerjahre in Deutschland und begann ein Studium an der Uni Duisburg-Essen. Deutsch lernte er, indem er sich jeden Abend mit fast deutscher Besessenheit die »Tagesschau« zu Gemüte führte. Meine Kindheit war davon geprägt, dass jeden Tag um 20 Uhr im Wohnzimmer Totenstille herrschten musste. Mein Vater: den Zeigefinger drohend auf dem Lautstärkeknopf der Fernbedienung.

Mein Vater entfloß der Enge des zentralanatolischen Hochlands. Meine Mutter der Enge der zentralkatholischen Oberpfalz. Das Ziel: die große Freiheit in München. Es wurde daraus ein bayerisch-türkisches Gemeinschaftsprojekt. Das Beste aus beiden Welten. Und das Ergebnis: eine Isartürkin. Oder eine Bosphorusbayerin. Wie man es dreht und wendet, man landet bei einem Mischmasch der Kulturen, den ich immer als Vorteil betrachtet habe.

Gerade wird aber in Deutschland so getan, als gäbe es kein schlimmeres Schicksal, als halb Baklava, halb Brezn zu sein. Die

Identität! Die Loyalität zu Deutschland! Alles ganz problematisch. Ich fühle mich schon langsam wie Bruno der Problembär. Eigentlich bin ich einfach ein Bär, mein Bärsein kommt mir ganz natürlich vor, weil ich nun mal so auf die Welt gekommen bin. Aber vielen bin ich nicht mehr geheuer! Dabei ist es meist ziemlich lässig, ein Bär zu sein. Also eine Deutschtürkin, Türkeideutsche, Sie wissen schon.

Meine Eltern nannten mich allerdings: Deniz Aykanat. Da fängt dann doch die Misere an. Mit diesem Namen. Denn ich werde meistens Dennis oder Denise genannt. Manchmal auch Herr Asylant oder Frau Aykanak. Trotz des Namenschaos fahre ich mit diesen beiden Kulturen sehr gut durchs Leben. Meistens jedenfalls. Denn manchmal habe ich das Gefühl, ich gehöre zu einer seltsamen Spezies: der entspannte Wandler zwischen den Welten. Ich bin oft überrascht darüber, wie wenig die Menschen voneinander wissen, die Türken von den Deutschen und die Deutschen von den Türken. Aber selten bin ich frustriert und zerrissen.

Genau das wird aber den Deutschtürken gerade vorgehalten. Irgendwas stimmt doch mit denen nicht. Sonst würden die doch nicht alle Erdoğan wählen. Und diese Doppelstaatler mit türkischem und deutschem Pass, also die wissen doch gar nicht mehr, wer sie sind oder sein wollen! Deutsche oder Türken? Deshalb tragen die Frauen auch wieder alle Kopftuch, und total religiös sind die wieder geworden!

So mag es in den Köpfen vieler Deutscher vor sich gehen beim Thema Deutschtürken. Es gab eine Zeit lang ein Tauwetter, da sah es so aus, als wären die Türken die neuen Italiener. Schon noch irgendwie fremd, aber sie gehörten irgendwie dazu. Die meisten jedenfalls. Doch dann kam ein gewisser türkischer Präsident namens Erdogan, es kamen einige Wahlen, bei denen die Türken in

Deutschland mit Vorliebe für die Abschaffung der Demokratie in ihrer alten Heimat stimmten, ein wieder aufgeflampter Kurdenkonflikt, ein Gedicht von Jan Böhmermann, in dem Erdogan und Ziegen miteinander in Verbindung gebracht wurden, Terroranschläge, ein Krieg in Syrien mit vielen Flüchtlingen und zu guter Letzt noch ein Putschversuch und eine darauf folgende und nicht enden wollende Jagd auf alle in der Türkei, die gegen Erdogan sind – inklusive deutscher Journalisten.

Spätestens seitdem läuft in der Beziehung zwischen Deutschen und Türken etwas gewaltig schief. Es scheint nur noch »wir« und »die anderen« zu geben. Aber wer sind »wir« und »die anderen«? Und zu wem gehöre ich eigentlich? Klischees zu bedienen ist beim Thema Deutschtürken wieder total in. Wenn ich mir die gängigen Bilder von Deutschtürken ansehe, dann frage ich mich aber, ob ich da irgendwie vergessen wurde.

Für eine Türkin bin ich wie gesagt zu blond, zu wenig gelenkig beim Tanzen, zu pünktlich. Zu schlecht ist mein Türkisch, zu wenig bin ich Gastarbeiterkind. Für eine Türkin habe ich zu wenig Kontakt zu meinen Nachbarn, ich habe zu wenige Tanten und Onkels, trage zu selten Kopftuch und kriege zu oft Sonnenbrand (vermutlich weil ich kein Kopftuch trage – sollte ich vielleicht öfter mal tun). Außerdem koche ich zu selten für zwanzig Mann.

Für eine Deutsche bin ich zu laut, mein Türkisch ist zu gut, mein Name zu komisch, mein Leben zu chaotisch, meine Steuererklärung immer zu spät. Meine österreichische Arbeitskollegin attestierte mir schon mehrmals, ich würde für eine Deutsche zu oft lachen. Also könnte ich eigentlich gar keine Deutsche sein. Ja, was denn nun?!

Ja, was denn nun? Das werde ich oft gefragt, seit sich in der Türkei ein Präsident zum Alleinherrscher aufgeschwungen hat

und sich Deutsche und Türken, Dürken und Teutsche und wie sie nicht alle heißen immer weniger grün zu sein scheinen. Oder stimmt das vielleicht alles gar nicht? Gibt es dieses »Wir« vielleicht gar nicht? Denn welche Gemeinsamkeiten haben Ali vom Dönerstand, Mehmet von der Sparkasse, Ayşe aus der Versicherung, Özlem vom Fitnessstudio und meine Wenigkeit, außer dass unsere Namen bei deutschen Beamten akute Legasthenie auslösen?

Kurz vor dem Verfassungsreferendum im April 2017, bei dem eine sehr knappe Mehrheit der Türken und eine ganz und gar nicht knappe Mehrheit der wählenden Türken in Deutschland für eine Abschaffung der Demokratie in der Türkei stimmten, war ich beruflich in Oberhausen. Mein Arbeitgeber, die *Süddeutsche Zeitung*, hatte mich in die dortige Mehrzweckhalle geschickt, damit ich vom Auftritt des damaligen türkischen Ministerpräsidenten Binali Yıldırım berichte. Der warb damals lautstark für die Verfassungsreform und dafür, sein eigenes Amt abzuschaffen und einen Großteil der staatlichen Macht in die Hände von Präsident Erdoğan zu geben.

Ich kam mir inmitten dieser Tausenden frenetisch jubelnden Deutschtürken so fremd und allein vor wie wohl noch nie in meinem Leben. So fremd kam ich mir vermutlich nur beim Familientreffen meiner mütterlichen Seite im tiefsten Bayern vor oder in diesem gottverlassenen Dorf in Vietnam, in dem sich die halbe Bevölkerung mit mir und meinem zwei Meter großen Mann fotografieren lassen wollte, weil sie weder in ihrem Leben so eine kasweiße<sup>2</sup> Frau noch einen so großen Mann gesehen hatte.

---

<sup>2</sup> Bairisch für Menschen, die mit wenig Melanin gesegnet sind.

Und trotzdem waren die Türkeideutschen und Deutschtürken, die da in Oberhausen lautstark jubelten, durchaus keine homogene rückwärtsgewandte Masse. Viele der Frauen trugen kein Kopftuch. Und diejenigen, die eines trugen, wirkten weder sittsam noch schüchtern. Viele von ihnen hatten zentimeterdickes Make-up im Gesicht, und ich musste bei den meisten nicht mal mein Türkisch auspacken, weil sie perfekt Deutsch sprachen. Also, abgehängte Importbräute waren das nicht. Auch sah ich weder scharenweise Autolackierer noch Gemüsehändler.

Und trotzdem einte sie alle etwas, das mich meilenweit von ihnen entfernte: Sie fanden gut, was gerade in der Türkei passiert. Sie fanden gut, dass ein Mann alle Macht an sich reißt. Und das soll nun meine Peergroup sein? Mit denen gehöre ich also, wenn es nach so manchem Politiker geht, »in einen Topf«? Wohl kaum. Ich hätte damals statt bei Yıldırım in Oberhausen auch beim Parteitag der Autofahrer- und Steuerzahlerpartei zwischen lauter 60-jährigen Audifahrern stehen können, ich wäre mir nicht weniger fremd vorgekommen. Und wie vielen anderen Türken in Deutschland mag es da genauso gehen wie mir?

Aber vielleicht gibt es doch ein paar Gemeinsamkeiten? Die Marotten typisch türkischer Väter zum Beispiel, was die Versorgung ihrer Familie mit Lebensmitteln angeht. Oder dass Deutschtürken ihre Sommerferien grundsätzlich in der Türkei verbringen und sich deshalb, wie Sie noch erfahren werden, sehr früh mit Inflation auskennen. Gerade befindet sich die türkische Lira ja auch wieder einmal im Keller. Und – vielleicht am wichtigsten – was Deutsche von ihren Türken lernen können: Die deutsche und die türkische Kultur passen eigentlich verdammt gut zusammen. Man muss nur genauer hinschauen – denn es gibt viel mehr über Deutschtürken zu erzählen als Geschichten von

zwangsverheirateten Mädchen, Gemüsehändlern und BMW fahrenden Schwörern.

Es wird Sie bei der derzeitigen Presse über Deutschtürken und die Türkei überraschen, aber es lebt sich mit diesen beiden Kulturen eigentlich verdammt gut. Manchmal liefern sie sich zwar wie Teufelchen und Engelchen auf meinen Schultern einen Ringkampf, aber meistens sitzen sie einträglich da, lassen die Beine baumeln und schütteln belustigt den Kopf.

Und in den Augenblicken, in denen die Gemeinsamkeiten aufhören, merke ich, wie mir die eine Kultur Lösungen bietet für Probleme, für die mir in der anderen Kultur partout kein Ausweg eingefallen ist. Denn »anders« heißt nicht immer schlechter. Es heißt natürlich auch nicht immer »besser«, aber manchmal eröffnet »anders« eben einfach neue Perspektiven – und dafür bin ich sehr dankbar. Sie werden in diesem Buch so einige Beispiele für den gelungenen Austausch zwischen den beiden Kulturen finden – und genauso unterhaltsame Beispiele dafür, wenn dieser Austausch misslang. Davon muss man sich ja auch nicht unterkriegen lassen. Manchmal hilft es schon weiter, wenn man lernt, den anderen besser zu verstehen. Dann braucht man auch keine Vorurteile mehr. Und mal ehrlich: Irgendwie hat es immer schon geklappt ...

Mit dieser Gewissheit lebte ich jahrelang. Jahrelang bediente ich mich aus beiden Welten wie in einem deutsch-türkischen Tante-Emma-Laden mit Dutzenden von Dosen voller saurer Cola-Kracher, Schokoküsse, Pistazien-Halva und klebrigem Lokum. Für mich ein Paradies. Zweimal Heimat. Dahoam und Haymat.<sup>3</sup>

Bis ich das erste Mal in München auf eigene Faust eine Wohnung suchte und feststellen musste, dass nicht alle Menschen

---

<sup>3</sup> Deutschtürkisch für »Heimat«.

einem deutsch-türkischen Dasein etwas abgewinnen können. Schon gar nicht einem türkischen Namen, einer türkischen Mieterin. Mit Kopftuch womöglich noch! Ja pfiati Gott!

Es ist eben eine abenteuerliche Reise, dieses deutsch-türkische Dasein. Eine Reise, nach der man sehr viel mehr weiß als vorher – ob man will oder nicht.

Ich nehm Sie ein Stück mit – fangen wir doch gleich mit meiner Wohnungssuche an. Wir schreiben das Jahr 2010 ...

